

MEIN STÄDTCHEN ERWACHT

Hilda Siri

Die kleine Stadt liegt im tiefen, nächtlichen Schlaf. Ich liege noch wach. Mein Weisheitszahn quält mich und raubt mir den Schlaf. Ich lausche den Geräuschen der Nacht, den Stimmen der Wachenden. Ein Hund schlägt an; ein anderer antwortet ihm. Was sie sich wohl erzählen? Der Ruf des ersten kenne ich. Es ist unser guter treuer Wächter. Wie fühle ich mich geborgen, geschützt in dieser Stadt. Mein geistiges Auge sieht den schlummernden Marktplatz im Mittelpunkt der Häuser, die sich über drei Hügel und zwei Täler hinweg verteilen. Die beiden großen Kirchen stehen sich stumm und friedlich gegenüber und ihre hohen Türme weisen feierlich ins sternbetupfte Himmelszelt. Ausgestorben und leer weiß ich die Geschäfte und Banken, doch in den Häusern ahne ich ruhenden, kraftschöpfenden Alltag und wachende Sorge und Leidenschaft. Schmerz und Freude vertreiben den Schlaf. Dunkel und einsam ruhen die Straßen. Frischer Tau netzt belebend Gärten und Bäume am Rande der Straßen.

In dieser Gemeinschaft steht mein Haus; bescheiden in einer Nebenstraße, umringt von guten Nachbarn. Darin ist mein Zimmer, dort steht mein Bett und ich kuschle mich tief in die Federdecke und bin dankbar und glücklich, froh, dass ich mich geborgen fühlen kann in meinem Bett, dem Haus und der Heimatstadt. Der Nachtwächter trillert schrill auf seiner Pfeife. Warum nur? Mein Nachbar kommt nach Hause. Wieder einmal hat er die Schlüssel vergessen und klopft an die Haustür. Dröhnend zerschmettert sein Pochen die feierliche Stille.

Neben mir schläft mein Jüngster. Ruhig und kräftig geht der Atem. Aus - ein, aus - ein. Ab und zu macht er einen kleinen Schnaufer und dann geht es wieder weiter, aus - ein, aus - ein. Tag - Nacht, Tag - Nacht, kein Verschnaufer, eintönig, immer im gleichen Rhythmus.

Ich lausche den Stimmen der Nacht, dem Säuseln der Blätter, dem Zirpen der Grillen, dem Ruf einer Eule, dem Knacken im Gebälk. Der Eisschrank schaltet sich automatisch ein, es klingt, wie ein surrender Bienenschwarm. Bald habe ich mich an sein Surren gewöhnt und wenn er ausschaltet überrascht mich doppelt die Stille. Knirschende Schritte auf dem Pflaster vorm Haus – ein später Heimkehrer. Ein Auto gleitet surrend über die Straße und ich verfolge das Licht der Scheinwerfer, das mein Fenster streift. Doch all‘ diese Laute fesseln mich so wenig, wie das , was ich sehe, mein Auge unterhält.

Andere Bilder nehmen Gestalt an in bunter Reihenfolge. Wie ein sonorer Bildstreifen rollt es vor meinem inneren Auge ab. Begebenheiten, die ich gesehen oder gewünscht habe. Ich höre mich selbst und andere sprechen und erkenne die Sprecher an ihren Stimmen. Ich atme die Atmosphäre jedes Geschehens und fühle, was ich ertastet oder empfunden hatte, oder haben würde. Ich versuche einen Zusammenhang zu erfassen und einen Gedanken weiter zu verfolgen. Da höre ich die Stimme meiner ersten Lehrerin: In jenen Zeiten, als das Wünschen noch erlaubt war, lebte einmal...

Ja, ist denn das Wünschen nicht immer noch erlaubt?

In jenen Zeiten, als das Wünschen noch erlaubt war, lebte ein Kind in dem Schloß seiner Träume. Und dieses Kind ist jeder einmal gewesen und ich war es auch. Das Schloß war reich und prunkhaft und darin befand sich alles, was das Herz begehrte, einschließlich ein Prinz, der treue Gefährte, das Idealbild eines Lebenskameraden. Und da war der Wunsch etwas Großes zu leisten, sei es an Taten oder an Hingabe an Menschen oder einem Beruf. Edelmut und Großherzigkeit sollten die Beweggründe

alles Handelns sein. Die kleine Seele trug ein schönes, weißes Gewand. Doch wie viele Flecken verunschönt es jetzt. Große und kleine, dunkle und helle; Flecken die kein Wasser und keine Tränen abwaschen und von denen wir hoffen, dass die Gnade sie abwaschen wird.

Und da waren die vielen kleinen und kleinlichen Wünsche – nach einem Spielzeug, einer guten Note, Bauchweh zu bekommen, um das Examen zu schwänzen, nach Süßigkeiten und Zärtlichkeit. Ach sie sind sich so gleich geblieben, die kleinen Hoffnungen, Wünsche und Ängste. Und auch die großen stehen immer noch lebendig im Hintergrund, wenn uns die Vernunft auch sagt: - Zu spät für dieses, zu früh zu jenem und - unmöglich. Doch sie stören sich nicht viel an der Vernunft und sind halt da.

Die Nacht ist ruhig und sternklar. Es ist mir als hörte ich den Wasserfall des Lichtwerks rauschen. Oder ist es nur das ruhige Atmen der Stadt. Immer noch pocht mein Zahn. Jetzt nehme ich ein ‚Veramon‘. Es ist höchste Zeit zum Schlafen, denn Morgen ist wieder ein arbeitsreicher Tag. Da muß ich... Eine lange Liste von dem, was ich muß stellt sich auf. Und dann folgt eine kleine Liste: von dem, was ich tun möchte.

Doch schon rollt ein neuer Filmstreifen ab: - Ich sehe meine Schulkollegen und Kindheitsgespielen vor mir, erst in kurzen Höschen oder Röckchen und Zöpfen, Miniaturen, unfertig. Dann als Großaufnahmen, erwachsen, fertig. Komisch, wie das so schnell ging. Als Schulkinder schwirren sie daher und schon gehen sie als gesetzte Geschäftsleute und Handwerker, Männer, die ihren Platz ausfüllen und würdige, selbstischere Hausfrauen daher. Meine liebe Stadt kommt mir vor wie eine Mutter, die Brotteig knetet, Brötchen formt, sie gehen läßt, sie dann mit einem Schub in den Backofen schiebt. Schon zieht sie dieselben wieder heraus. Und da liegen sie, knusprig, fertig, jedes nach Maß, gar und ausgebacken. Mich scheint sie bei diesem Schub vergessen zu haben, oder, was mir noch möglicher erscheint, ich war nicht richtig aufgegangen, wie es sich gehört, und da ließ sie mich noch weiterrücken. Muß wohl; denn ich spüre immer noch, wie es in mir gärt und quillt. Stell mich etwas wärmer, Mutter Stadt, damit ich, wenn du den Ofen wieder heizt, mitgebacken werde.

Langsam schwindet der Schmerz. Der dumme Zahn muß raus. Wenn ich nicht so viel Angst vor dem Zahnarzt hätte. Jetzt nicht daran denken, der Augenblick ist zu schön. Ich bin mit allem und allen versöhnt, denn mein Bett ist weich und warm, mein Zimmer so sauber und sicher und Mutter Stadt beschützt mich.

Wenn ich morgen früh über den Stadtplatz zur Arbeit gehe, werde ich am Monument des Augusto Pestana, dem Gründer der Stadt, stehen bleiben und in Gedanken einen Kranz niederlegen. Der gute Mann könnte einen richtigen auch nicht sehen, denn sie haben ihm die Brille gestohlen.

Fonte:

Zwanziger, Iris. *Die alte Truhe*. 2^a ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 8-10.